

Zu Julian Lees unbegrenzten Universen: Perimeters

von Dr. Elke Ullrich

Julian Lees Malerei zeichnet sich vor allem durch eine fast wie organisch gewachsene Oberfläche aus, der viele Schichtungen, Übermalungen und Verschiebungen zu Grunde liegen. Hinter diesen Ölgemälden voller Natur und Abstraktion lauert die andauernde Motivation des Malers, den bildnerischen Blick zu öffnen und zu erweitern. Die menschliche Suche nach dem Ursprung, dem Absoluten und dem Weltganzen ist seit undenkbar langer Zeit ein Motiv künstlerischen Schaffens und erstreckt sich durch etliche Genre. Wie gewaltig groß ist die Welt, wie verschwindend klein die Existenz des Menschen darin?

ORBIS NON SUFFICIT, „Die Welt ist nicht genug“. So lautet auch das Familienmotto (inklusive Wappen) der Filmfigur James Bond. Im letzten Jahr des vergangenen Jahrhunderts reflektierte der gleichnamige, populäre Film über eine Allmachtphantasie, die traditionell darauf hinzielt, den Handlungsradius des Menschen ins Gigantische zu erweitern. Hierbei wird, so auch in dieser Filmhandlung, üblicherweise durch die Zerstörung von Landes- und Machtgrenzen skrupellos nach neuen Welten gestrebt. Die Filmheldin, mit dem mythologisch schwerwiegenden Namen Elektra, beteuert schließlich, dass „sie Bond die Welt hätte zu Füßen legen können“, wird allerdings von diesem durch die Proklamierung seines Familienmottos lakonisch abgeschmettert: „Die Welt ist nicht genug!“

Wenn die Gesamtheit der Welt nicht genügt, kann dann an ihre Stelle vielleicht die Konzentration auf menschlich erfahrbare Bruchstücke dieser treten? Auch dem Maler scheint die Welt nicht ausreichend. Er sucht in seinen Bildern nach einer Art neuem, gemaltem Kosmos. Dies spiegelt sich in Julian Lees Kunst, deren neueste Werke der Maler unter der thematischen Klammer „Perimeter“ vereint. Mit Perimeter bezeichnet man Grenzen, mathematisch formuliert ist das „der Umfang einer ebenen, geometrischen Figur“. Dies leitet sich von der griechischen Wortbedeutung „um etwas herumgemessen“ ab. Es geht demnach durch diese Begrenzung einer Fläche oder Form unter anderem um den Versuch, das Fassbare einzufangen und einzudämmen.

Wenn man (deutschsprachig formuliert) „Perimeterdämmung“ betreibt, handelt es sich darum, „erdberührte Bauteile“ von der Außenseite zu dämmen um sie so vor Feuchtigkeit und Last zu schützen. Könnte man so weit gehen zu sagen, dass die erdberührenden

Bauteile in den Bildern Julian Lees auch die schützenswerte Familie, den Lebenskern, verkörpern? Einige der Titel und Hinweise des Malers deuten darauf hin; so treffen wir beispielsweise immer wieder auf diese festen, geometrischen Formen, die bisweilen zentrale Elemente im Bildaufbau stellen. Die Konzentration davon – ihr Extrakt – ist womöglich der kleinformatische „Foundation Stone“ von 2008, der bereits wiederholt seine Form änderte und doch stets als Basis dient.

In den architektonischen Elementen, den gemalten Verkörperungen von Grenzen als klare Linien, scheinen sich diese gegenseitig zu stützen. Wo beginnen die Grenzen, wo empfinden wir sie als hinderlich, wo vielleicht sogar als nützlich oder entlastend? Existentielle Fragen des Malers führen uns ins Weltall, in dem alles möglich scheint. Es umgibt unseren kleinen Naturausschnitt wie eine unbekannte Hülle aus Unendlichkeit. Diese irdischen Ausschnitte hingegen sind zugleich wie begrenzte und überschaubare Biotope, auf die wir uns konzentrieren sollten. Als wichtige Naturressourcen verlangen sie uns heute einen verantwortungsvollen Umgang ab.

Julian Lees Bildern liegt eine thematische Mischung aus persönlichen sowie universalen Themen zu Grunde. Ausgangspunkt für malerische Motive und geometrische Elemente können sehr konkrete, private Angelegenheiten im Leben des Malers sein. Zugleich greift er politisch-weltumfassende Fragen auf, welche in die Lebenswelt eines jeden Erdenbürgers eingreifen, den Maler stets umtreiben und zu existentiellen Fragen führen. Das gilt beispielsweise für „Brennpunkt Europa“ von 2010 – Titel eines Bildes, das in seiner Entstehungszeit mit dem Höhepunkt der Bankenkrise einhergeht. So verschachtelt und wenig festgeschrieben die Bildelemente mit ihren, für den Maler typischen, wechselnden Ebenen auftauchen, ebenso zerklüftet erscheint auch uns als Mensch zuweilen eine Welt, die glücklicherweise nicht wörtlich in Flammen steht, doch ihre Löcher und Mängel im System kaum verbergen kann. Eine komplett harmonische Einheit sieht anders aus, in der Malerei wie im Leben: Hier finden sich klassische Elemente aus der langen Tradition der Landschaftsmalerei, dennoch sind diese nachmodern zerklüftet, auch wenn wir an einigen Stellen auf realistische oder romantisch anmutende Oberflächen, wie beispielsweise Bäume, Rasen oder oft Gestirne schauen.

In der kunstgeschichtlichen Entwicklung ist der reine Blick auf die Landschaft vor vielen Jahrhunderten ein Skandal. Herrscher, theologische und mythische Geschichten rücken an den Rand und tauchen in puren Landschaftsbildern schließlich überhaupt nicht mehr auf. Stattdessen widmen sich die Maler allein der profanen Natur. Die Natur als Teil unserer Selbst, oder das was wir als solche empfinden, und die wir heute stets glauben, zu zähmen in der Lage sind, war und bleibt eine *Naturgewalt*. In Julian Lees Bildern bricht sie sich Bahn und blendet den Menschen als vermeintlichen Herrscher fast völlig aus. Das „menschlichste“ Zeichen in den Bildmotiven stellen die graffitiartigen Farbspuren dar, deren urbane Präsenz nur einen Bruchteil der Malerei ausmacht. So erscheint der Mensch verschwindend klein und unwirklich in diesem gewaltigen Universum, das noch viele Rätsel aufgibt – auch über

seine Herkunft. Wie Kinder philosophisch nach dem Ursprung von allem und der Welt fragen, („wo das alles herkommt und wer das alles gemacht hat“), versuchen wir uns stets zurechtzufinden in den Möglichkeiten des Daseins. Diese Konzentration auf das *große Ganze* spiegelt sich vor allem in den jüngsten Bildern des Malers deutlich wieder.

Im Dickicht der noch oft in den Farben Grün und Blau dominierenden Ölbilder erscheinen demnach lediglich Splitter der menschlichen Zivilisation. Sie brechen auf, machen Luft, Platz zum Denken und Atmen. Sie erweitern dem Anschein nach den Raum ins Unendliche und in die Galaxien. Allein der formale Kunstgriff, die Ebenen in Bewegung zu versetzen, schafft Dynamik und Ruhe zugleich. In all dieser scheinbaren Unordnung gibt es daher immer wieder auch Platz und Ruhe, um das Auge verweilen zu lassen.

In den neuen Bildern, wie z.B. bei „Opening Gap“ von 2014 oder „Point of Entry“ (ebenso 2014), scheinen wir einen geheimnisvollen Blick ins All zu erhaschen – oder dahinter, oder davor? Wie der imaginierte Blick aus einer Mondrakete, vielleicht, die ihren Standpunkt beweglich hält? Was, wenn wir auf der anderen Seite wären? Und wie unterscheidet man die Seiten? Schauen wir *in* oder *hinter* die geheimnisvollen, schwarzen Löcher in unserem Sonnensystem, aus denen nichts, nicht einmal das Licht entfliehen kann?

So wie Julian Lee heute den Raum in seiner zeitgenössischen Malerei wieder zunehmend zur Abstraktion öffnet, erweitert der italienische Künstler Lucio Fontana in der Mitte des 20. Jahrhunderts seine Bilder. Er revolutioniert die Malerei, indem er bereits in den 1940er Jahren durch eine skandalöse Finesse die Leinwand aufschneidet oder durchlöchert. Durch diesen Akt des scheinbaren Vandalismus eröffnet er den Raum *dahinter*, um ihn sogleich visuell zu nutzen. Auch hier entstehen „buchi neri“ (schwarze Löcher), als abstrakt-poetische Raumerweiterungen. Diese Bilder, oder Objekte, nannte Fontana „concetto spaziale“, ein Raumkonzept das quasi den Kosmos mit einbezieht. Es folgt der Idee, Kunst müsse sich frei im Raum, der Natur, der Welt als ein „unbegrenztes Kontinuum“ entfalten können.

Unabhängig davon, ob diese Öffnung zum Ganzen nun formal-konzeptuell ist, oder wie bei den Gemälden hier mehr „Kopfkino“: Der Betrachter kann in dem malerischen Kosmos der Gestirne und den Abstraktionen die mystische Stille der Bilder sehen, leise hören, oder schlicht seinen eigenen Kosmos imaginieren – ohne Grenzen, ohne Perimeter, auch wenn sie stets im Blickfeld bleiben und Halt geben. Die sichtbare Darstellung des Grenzenlosen ist und bleibt eine künstlerische und geistige Herausforderung. Perimeter können sich jedoch auflösen als auch neue Perspektiven schaffen. So finden die Grenzen der Flächen, ob geometrisch definiert oder fließend, in der Malerei Julian Lees fortwährend endlose, malerische Facetten und transformieren den Blick des Betrachters metaphorisch in die Unendlichkeit des Alls, des Schauens – und des Denkens.